

Karl Heinz Weiers:

Phänomen

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh ich gezogen,
Zwar ist der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So sollst du muntre Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind doch die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.

Im Juli 1814 fuhr Goethe zu einem Kuraufenthalt nach Wiesbaden. Schon am ersten Reisetag geschah etwas Besonderes. Während der Nacht hatte es geregnet, aber der Tag wurde herrlich. Fröhlich lag über der Landschaft noch Nebel. Die Sonne hob sich empor, doch sie konnte nicht an allen Stellen durch den Nebeldunst dringen. Ein Regenbogen entstand, der sich nicht farbig zeigte, sondern weiß blieb - ein in der Natur seltenes Ereignis. Für Goethe, der den Regenbogen als Naturerscheinung liebte, wurde dies zu einem Vorkommnis für ein Gedicht: der Regenbogen wurde ihm zu einem Zeichen, dass das Glück ihm auf dieser Reise hold sein werde.

Goethe reiste im Jahr nach der Völkerschlacht bei Leipzig nach Wiesbaden. Siegreich waren die alliierten Armeen in Paris eingezogen, Napoleon hatte man auf Elba verbannt, er schien endgültig besiegt zu sein. Das Volk atmete auf und sehnte sich voller Erwartungen nach einer neuen Zeit, einer Zeit, in der Frieden herrschte. Noch konnte man ja nicht ahnen, dass Napoleon schon bald von Elba nach Paris zurückkehrte und neue Kriege bevorstanden. Man hoffte, dass der Absolutismus in Kürze abgeschafft werde und demokratischeren Regierungsformen Platz machte.

Auch Goethe brach nun zu neuen Ufern auf. Er war jetzt schon fast 65 Jahre alt, seine Schaffenskraft aber war noch ungebrochen. Ein Jahr später, auf seiner zweiten Reise an Rhein und Main verliebte er sich in Marianne Willemer, die Person der Suleika im „West-östlichen Divan“, die Goethe u. a. in Form von Gedichten antwortete und auf diese Weise ihre Liebe zu ihm gestand. Die Zeit der Klassik, in der die alten Römer und Griechen allein für ihn das Vorbild in der Kunst waren, war vorbei. Goethe wandte sich nun auch anderen Werken der Literatur zu, sprach von einer Weltliteratur, in der die Völker einander kennenlernen und geistig zusammenfinden sollten. Indem sich Goethe so auch mit

der Literatur des Orients befasste, las er unter anderem den Divan des persischen Dichters Mohammed Schemseddin Hafis, den als erster damals Josef von Hammer aus dem Persischen ins Deutsche übertragen hatte. Goethe versetzte sich mit dem Lesen dieses Werkes, der Gedichtsammlung eines persischen Poeten, in die Welt des Vorderen Orients. Als Folge davon verbinden sich bei ihm in seinem nächsten dichterischen Werk, dem „West-östlichen Divan“, abendländisches und morgenländisches Denken und Empfinden zu einer dichterischen Einheit. Das Gedicht „Phänomen“ ist eines der Gedichte im Divan Goethes, die als erste dieser Gedichtsammlung entstanden sind. Es steht im ersten Buch, im „Buch des Sängers“. Nach mehreren stärker erzählenden Gedichten leitet es dort die mehr lyrischen Schöpfungen, leitet es die Lieder ein.

Das Bild des Regenbogens, das Goethe in seinen Gedicht „Phänomen“ als Symbol für seine dichterische Aussage verwendet, hat eine lange Tradition. Der Regenbogen wird in der Genesis (Kapitel 9, Vers 12-17) zum Zeichen des Bundes, den Gott mit den Menschen geschlossen hat, damit niemals wieder eine Sintflut entsteht, die wie einst fast alles Leben auf der Erde vernichtet hat. Bei den Griechen ist der Regenbogen der Bote der Götter (Ilias 23,198 ff.). Auch sonst tritt der Regenbogen in der Antike als Vermittler zwischen Menschen und Göttern auf. Er wird schließlich in der Götterwelt der Griechen und Römer zu einem lieblichen Mädchen, der jungfräulichen Göttin Iris. An der Decke im oberen Treppenflur von Goethes Haus am Frauenplan ist die Göttin Iris zusammen mit einem Regenbogen dargestellt. Als Deckenaugie beherrscht dieses Gemälde den oberen Teil des Flurs.

Häufiger hat Goethe den Regenbogen in seinen Werken als Symbol verwendet. Es geschieht dies in den Gedichten „Regenbogen über den Hügeln einer anmutigen Landschaft“, im Divan innerhalb des „Buchs Suleika“ in dem Gedicht „Hochbild“, in der Reihe „Sprichwörtlich“ in den Versen „Zart Gedicht wie Regenbogen“, ebenfalls in der zweiten Strophe von „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad“, im Gedicht „Äolsharfen“ und im Faust, Vers 4721 ff. ¹ Da der Regenbogen auf dunklem Hintergrund als ein Farbenspiel erscheint, das die kommende Sonne ahnen lässt, ist er für Goethe im Jahr 1814, als man allgemein glaubte, der Krieg sei zu Ende, ein Symbol der Hoffnung. Der Regenbogen stellt für Goethe außerdem ein Zeichen der Harmonie und der Liebe dar. Dies

1 Weiterhin erscheint der Regenbogen in: „Diderots Versuch über die Malerei“. Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Hrsg. von Ernst Beutler. Stuttgart und Zürich 1948 ff. Bd. 13. S. 241 - Geschichte der Farbenlehre, Zur Geschichte der Urzeit. Hamburger Ausgabe Bd. 14. S. 11 - Iphigenie 3. Akt, 3. Auftritt. Hamb. Ausg. Bd. 5. S. 44 - Wilhelm Meisters Lehrjahre 7. Buch, Kap. 1. Hamb. Ausg. Bd. 7. S. 421 - Dichtung und Wahrheit 3. Teil, 11. Buch. Hamb. Ausg. Bd. 9. S. 466 - u. a. m.

zeigt sich besonders deutlich in den fünf Gedichten „Regenbogen über den Hügeln einer anmutigen Landschaft“, die Goethe im Jahr 1826 gedichtet hat.

Für Goethe ist der Regenbogen ein Phänomen der Natur, das Erstaunen erweckt. Noch kurz vor seinem Tod hat er sich mit der Erscheinung des Regenbogens und seiner Entstehung befasst, wie aus einem Brief an Sulpiz Boisserée vom 25. Februar 1832 hervorgeht. Doch mit Hilfe seiner falschen Theorie, die er über die Entstehung der Farben des Lichts entwickelt hat, gelang es ihm nicht, die Entstehung des Regenbogens in einer Weise zu erklären, die ihn hätte zufrieden stellen können.

Nach Goethes Auffassung entwickeln die Farben sich nicht dadurch, dass bei der Refraktion (Brechung) des Lichts dessen Dispersion (Zerlegung) stattfindet. Vielmehr glaubt Goethe, dass die Farben dadurch entstehen, dass Licht und Dunkelheit sich gegenseitig überlagern.² Nach Goethe sind die Farben „Taten des Lichts, Taten und Leiden“ (Zur Farbenlehre, Vorwort).³ Sie sind als Halblichter und Halbschatten, sind als Schattiges zu betrachten (Entwurf einer Farbenlehre, Einleitung und § 69⁴). Sie sind „ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges“ (Entwurf zu einer Farbenlehre, Einleitung⁵). Farben entstehen stets nur an der Grenze zwischen Licht und Dunkelheit, indem Licht in die Dunkelheit eindringt oder umgekehrt die Dunkelheit in das Licht. Somit entsteht auch der Regenbogen an der Grenze von Sonnenlicht und Wolken. Das Licht der Sonne und das Dunkel der Wolken verbinden sich miteinander, sie werden eins und erzeugen ein Drittes und Neues.

Auf die Entstehung des Regenbogens weist die erste Strophe in dem Gedicht „Phänomen“ hin. Die Sonne scheint auf eine Regenwand, und sogleich entsteht ein buntgefärbter Regenbogen. Darauf weisen die Worte „Regenwand“, „Phöbus“, „Bogenrand“ und insbesondere die dazugehörenden Prädikate „gattet“ oder „farbig beschattet“ hin. Phöbus ist die Bezeichnung für die Sonne, das strahlende Licht. Anstelle der Sache hat Goethe hier metonymisch umschreibend den Beinamen des Gottes Apollo gewählt. Apollo war ursprünglich ein Gott des Krieges, der den Trojanern half. Er wurde später zum Gott der heilenden Kräfte und der Heilkunst und zum Gott der Musen. Seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. wird er auch als Lichtgott anstelle des Gottes Helios verehrt. Sein Beiname Phoibos bedeutet im Griechischen „der Lichte, der Reine“. Eine besondere Bedeutung gewann diese Auffassung in der Renaissance. Nun gilt er auch als

2 Für Goethe setzt sich das weiße Licht nicht aus den einzelnen Farben des Spektrums zusammen.

3 Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Artemis-Gedenkausgabe Bd. 16. S. 9.

4 Artemis-Gedenkausgabe Bd. 16. S. 23 und 45.

5 Artemis-Gedenkausgabe Bd. 16. S. 21.

der Gott der heiteren Seiten des Lebens. Auch in Goethes Gedicht „Phänomen“ soll die Verwendung des Wortes „Phöbus“ statt des Wortes Sonne das Freudige bekunden, das die Erscheinung des Regenbogens für Goethe darstellt. Das Wort „sich gattet“ bedeutet *sich ineinander fügen, sich eng miteinander verbinden*.

Der weiße Regenbogen kommt recht selten, er kommt fast nur im Nebel vor. Deshalb wird er auch Nebelbogen genannt. Bis auf seine Farbe gleicht er dem bunten Regenbogen. Wie der farbige Regenbogen entsteht er dadurch, dass die Sonne sich in den Wolken spiegelt. Ihre Strahlen werden aber nicht wie bei dem üblichen Regenbogen gebrochen, nach Goethe überlagern sich hier nicht Hell und Dunkel. Der Regenbogen erhält keine Farbe, er bleibt weiß.

Dieser Regenbogen wird in der zweiten Strophe erwähnt. Das einschränkende „Zwar“ am Anfang von Vers 3 deutet darauf hin, dass der weiße Regenbogen dem echten Regenbogen nicht in allem gleicht. Das „Doch“ am Anfang von Vers 4 aber betont, dass er dennoch ein echter Regenbogen, ein Bote des Himmels und des Lichts ist.

Darum soll der „muntre Greis“, wenn er noch rüstig ist, nicht traurig sein, er soll sich nicht „betrüben“, wie Goethe in der Schlussstrophe betont, soll sich nicht unnötig Sorge bereiten. Auch der Greis kann noch lieben. Wie der echte Regenbogen so stellt auch der weiße für den Dichter ein Zeichen der Liebe dar. Er deutet an, dass Goethe trotz seiner bereits weißen Haare noch einer Liebe fähig ist, wenn vielleicht auch nicht mehr mit der ungestümen Kraft der Jugend. Darum kann Goethe auch jetzt recht hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Der Dichter spricht sich hier selbst an und ermahnt sich, wegen seines Alters nicht zu verzagen.

Wenn man diese Zeilen liest, muss man bedenken, dass Goethe fast 65 Jahre alt war, als er diese Zeilen schrieb. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind die Menschen viel früher als heute gealtert. Das Wort „betrüben“ hat hier einen besonderen Sinn. Mit ihm ist die Bedeutung des Wortes „Trübe“ verbunden. Die „Trübe“ entsteht bei Goethe dadurch, dass sich wie bei den Farben Dunkles sich über Helles lagert, sich mit ihm vereint. Das Wort „betrüben“ bedeutet darum, dass die frohe Stimmung durch Kummer und Sorgen eingetrübt wird.

Der Aufbau des Gedichts ähnelt weitgehend dem eines Emblems, d. i. eines graphisch dargestellten Bildes, dessen Thema durch eine Überschrift, bezeichnet und das durch einen Text, der unter dem Bild steht, näher erläutert und gedeutet wird. Das Bild wird „Pictura“, die Überschrift „Inscriptio“, der Text unter dem Bild „Subscriptio“ genannt. Die Überschrift des Gedichts „Phänomen“ ist wie bei einem Emblem die Inscriptio. Die Strophen 1 und 2 ersetzen das Bild, ersetzen die Pictura. Die Strophe 3 bildet die Subscriptio, sie deutet, was dem Leser im Bild mitgeteilt wird. Der Unterschied zu einem echten Emblem liegt nur darin, dass der zu deutende Gegenstand durch Worte ersetzt, dass er nicht

wie in einem Emblem durch ein Bild dargestellt wird. Es handelt sich in dem Gedicht Goethes außerdem nicht wie bei einem Emblem um eine Allegorie, sondern um ein echtes Symbol, das nicht wie eine Allegorie restlos auszudeuten ist. Bei diesem Symbol bleibt ein Rest von Unausdeutbarem erhalten.

In den Strophen 1 und 2 werden die beiden Regenbogen miteinander verglichen: beide Erscheinungen sind Regenbogen. Die weiße Farbe des zweiten Regenbogens, des sogenannten Nebelbogens, erinnert an die weißen Haare des Greises. In der ersten Strophe wird der Beobachter nicht genannt. Als „ich“ („seh ich gezogen“) erscheint er jedoch in der zweiten Strophe. Das Geschaute wird hier bereits als etwas persönlich Erlebtes erwähnt. In der Schlussstrophe spricht sich der Beobachtende in dem „du muntre Greis“ (Vers 1), dem „Dich“ (Vers 2) und dem „du“ (Vers 4) selbst an. Er nennt seine Haare „weiß“. Hier wird das vorhin Erwähnte ganz auf die eigene Person hin bezogen. Der Regenbogen wird in den Strophen 1 bis 3 mehr und mehr zu einem persönlichen Erlebnis.

An Ausdrücken kommt in diesem Gedicht kaum ein Wort vor, das in der damaligen Zeit ungewöhnlich war. Dass die Sonne hier „Phöbus“ genannt wird, ist in der damalige Zeit nicht unüblich. Das „gattet“ ist in der Bedeutung *sich ineinander fügen, sich miteinander vereinen* damals gebräuchlich. Das „Gleich“ in Strophe 1, Vers 3 ist ein Adverb der Zeit und hat hier die Bedeutung von *sogleich, unverzüglich*. Das Wort „beschatten“ erscheint an dieser Stelle noch in seiner ursprünglichen Bedeutung von *in Schatten bringen, einen Schatten auf etwas werfen*. Der Ausdruck „muntre Greis“ hat etwas leicht Lässiges an sich. Dies ist durchaus gewollt, denn diese Ausdrucksweise enthält etwas kollegial Aufmunterndes, das den Angesprochenen, hier den Dichter selbst, freundschaftlich ermahnt, das Gesagte ernst zu nehmen und in die Tat umzusetzen. Es hat dann ganz den Anschein, als ob es dem Dichter in bestimmten Fällen nicht mehr möglich ist, dass er letzte Wahrheiten, die das Leben betreffen und die er dem Leser mitteilen möchte, noch in einer kunstvoll gestalteten Sprache ausdrückt. Es scheint, als versage sich ihm dann die Sprache. Deshalb greift Goethe zu ganz einfachen, fast lässig klingenden Ausdrücken, die in ihrer kindlichen Schlichtheit Tatsachen feststellen oder Lebensweisheiten offenbaren, die im letzten sehr einfach und recht unkompliziert sind, aber von der Menge oft nicht erkannt werden.

Die Sprache ist von äußerster Klarheit. Der liedhafte Ton des Gedichts führt zu großer Einfachheit in der Sprache. Man kann, was man äußert, nicht schlichter und dazu noch gedrängter ausdrücken. Dabei ist alles Geschaute symbolisch zu deuten und weist zusammen mit der Erscheinung des Regenbogens auf Gemeinsamkeiten mit dem Kosmos hin. Die Liebe wird dem Dichter zum Urgrund allen Seins. Dies ist typisch für den älteren Goethe, der in der Liebe ein Urphänomen erblickt, das alles Lebendige in der Natur durchdringt. Dabei bleibt der

Dichter eng bei der Erscheinung des Regenbogens stehen, getreu seiner Lehre, dass man nichts hinter den Phänomenen suchen soll, denn sie selbst sind die Lehre. Insbesondere in der Schlussstrophe wird der Ton der Verse spielerisch, wird er spielerisch frohgemut. Goethe erhebt sich über die Dinge als Einzeler-scheinung und sieht sich selbst als Teil eines Ganzen, das den gesamten Kosmos umfasst.

Was den Rhythmus in diesem Gedicht betrifft, so schließen sich in den einzelnen Strophen je zwei Verse zu einer Kette zusammen, ein stärkeres Enjambe-ment erscheint so jeweils zwischen den Versen 1 und 2 wie auch zwischen den Versen 3 und 4. Eine längere Sprechpause liegt stets nach Vers 2. Die einzelnen Strophen sind vom Satzbau und auch von ihrem Inhalt her in sich abge-schlossen: Das Gedicht ist streng strophisch gegliedert. Grammatisch und was seinen Inhalt betrifft, besteht die erste Strophe aus einem einzigen in sich ge-schlossenen Satz. Auch schon vom Stil her unterstützt dies das in sich gerun-dete Bild, das in dieser Strophe vom Regenbogen und seiner Entstehung dem Leser vermittelt werden soll. In der zweiten Strophe kommen innerhalb einer Satzreihe zwei in sich selbständige Sätze vor. Von ihrer Aussage her gehören diese Sätze jedoch zusammen. Der Stil wird lockerer. Auch die zwei Sätze in der dritten Strophe sind in syntaktischer Hinsicht selbständig. Was ihren Gehalt betrifft, gehören auch sie zusammen. Sie enthalten zwei apodiktische Feststel-lungen, die aufeinander bezogen sind. Es sind Aufforderungen, die der Dichter an sich selbst, aber auch an andere alte Menschen richtet. Die zwei Sätze sind ohne Konjunktion aneinander gereiht, nur durch ein Komma sind sie voneinan-der getrennt. Der letzte der beiden Sätze ist ein Satzgefüge, das aus einem kur-zen Konzessivsatz und einem kurzen Hauptsatz besteht.

Der Reim der ungeraden Verse ist männlich, die geraden Verse hingegen rei-men weiblich. Alle Verse sind zweihebig, sie besitzen keinen Auftakt. Der Ver-stakt ist der Daktylus. Er verleiht den Versen etwas leicht Tänzeldes, Be-schwingtes. Rhythmisch ahmt er die aufgelockerte, heitere Stimmung des „mun-tren Greises“ nach. Doch wirkt dieses Belebende, dieses Hoffnungsfrohe der Verse in diesem Gedicht nicht ausgelassen. Ein Übermut, der vielleicht auf-kommen könnte, wird durch die Weisheit und die Erfahrungen des Alters ge-dämpft. Stilistisch rührt dieses Dämpfen daher, dass die männlichen Reime der ungeraden Verse vom Takt her - die Verse bestehen, wie bereits erwähnt, aus Daktylen - eigentlich in eine Senkung fallen müssten, als Reime aber nicht gänzlich unbetont bleiben dürfen. Darum erhalten sie, obwohl sie in einer Sen-kung stehen, einen Nebenakzent, zumal sie zusammen mit den beiden voran-gehenden Silben stets Wörter enthalten, die für die Aussage des Gedichts be-deutungsvoll sind. Dieser Nebenakzent kann jeweils im ersten Vers der Stro-phen 2 und 3, in den Wörtern „Kreis“ und „Greis“, sogar den Hauptakzent er-halten. Dann klingt das Ende des Verses nicht mehr daktylisch, sondern tro-

chäisch, was den Rhythmus noch einmal stark auflockert. Auf diese Weise wird der hoffnungsfrohe Schwebezustand, in dem sich der Dichter im Augenblick befindet, rhythmisch zum Ausdruck gebracht. Ein weiterer Grund dafür, dass das hoffnungsvolle Schauen des Dichters in die Zukunft in einem abgeklärten Licht erscheint, liegt darin, dass am Anfang der Verse häufig schwebende Betonungen anzutreffen sind. Dies ist besonders in den Versen der zweiten Strophe und in den zwei ersten Versen der Schlusstrophe der Fall. Hier neigen verschiedene Verse am Versanfang zu einer jambischen Betonung, obwohl der Rhythmus in seiner Gesamtheit daktylisch bleibt. Der freudige Schwebezustand des Dichters, der sich von den Sorgen des Alltags gelöst hat, wird auf diese Weise auch durch den Rhythmus hervorgerufen. Er ist charakteristisch für die damalige Haltung Goethes, dass er am Beginn seiner Reise recht hoffnungsvoll in die Zukunft blickt, dass er aber den Überschwang der Jugend, wie er sich in seinen Gedichten aus der Zeit des Sturm und Drangs zeigt, ablehnt. In der ersten Strophe und in den beiden Schlussversen des Gedichts ist der Rhythmus sehr gleichmäßig, er ist ganz daktylisch. Sehr aufgelockert zeigt er sich hingegen in der zweiten Strophe und in den zwei ersten Versen der Schlusstrophe. In den geraden Versen fehlt die zweite Senkung des Daktylus in der Kadenz am Versende. Als Folge davon entsteht am Ende der Verse 2 und 4 eine Pause. Der Einschnitt nach dem zweiten Vers wird somit auch rhythmisch betont, das Gedicht wird nach Vers 4 auch durch den Rhythmus strophisch gegliedert.⁶

Betrachten wir zum Schluss, wie das Gedicht auch durch die Laute kunstvoll gestaltet worden ist.

In der ersten Strophe spiegeln die Gleichklänge der Laute die in sich geschlossene Einheit des Bildes wider. In allen betonten Silben des Reims taucht der Vokal *a* auf. Er steht auch in der ersten Hebung von Vers 4 und damit in einer stark betonten Silbe. Folglich bestimmt er in der ersten Strophe weitgehend den Klang. In Vers 1 herrscht neben dem *a* das *e*. In diesem *e* wird in den Lauten das einförmige Grau der Nebelwand nachgeahmt. In den übrigen Versen der Strophe ist hingegen die Palette der Vokale reich bestückt. Darin spiegelt sich die farbenprächtige Buntheit des Regenbogens wider. Durch die Alliteration in

6 Goethe hat mit Bedacht oder aus sicherem Gefühl die zweihebigen Daktylen gewählt. Zwar gleichen die Verse der drei Strophen in einigem zwei vierhebigen Daktylen mit einem Binnenreim in der Mitte, doch ist die Pause in dem hier besprochenen Gedicht nach den ungeraden Versen größer als nach dem Binnenreim des vierhebigen Verses. Außerdem setzt die Stimme am Beginn der geraden Verse 2 und 4 im Gegensatz zu dem vierhebigen Vers nach einer Pause, die auch im vierhebigen Vers nach dem Binnenreim folgt, stets deutlich neu an. Die Pause nach dem Binnenreim in dem vierhebigen Vers ist zudem kürzer als die Pause am Ende der Verse 1 und 3 in Goethes Gedicht „Phänomen“. Der Rhythmus der zweihebigen Verse klingt darüber hinaus weit beschwingter als der Rhythmus der vierhebigen Verse.

„gattet“ und „Gleich“ werden durch die gleichen Laute am Anfang von betonten Silben die Verse 2 und 3 enger miteinander verbunden. Die beiden gleich anlautenden Silben folgen als betonte Silben unmittelbar aufeinander, was ihre bindende Wirkung verstärkt. Auch auf diese Weise wird die Einheit des Bildes unterstrichen, das in dieser Strophe dem Leser vor Augen stehen soll.

Besonders auffallend sind jedoch die Gleichklänge in den Strophen 2 und 3. In Vers 1 der Strophe 2 ahmen die zwei *e* in dem Wort „Nebel“ mit den Lauten das Einförmige des Nebels nach. Das Einförmige des Nebels wird ebenfalls durch die beiden *ei* in dem Ausdruck „gleichem Kreis“ nachgebildet. Durch die beiden *ei* in dem Ausdruck „gleichem Kreis“ wird jedoch auch betont, dass der weiße Regenbogen ein echter Regenbogen ist und auf eine ähnliche Weise wie der farbige Regenbogen entsteht. Die Lautfolge *i- e- o- e* in „[Seh] ich gezogen“ sowie in „ist der Bogen [weiß]“ und „[Doch] Himmelsbogen“ - sie kommt im ungeraden Vers 3 in der Mitte, in den geraden Versen zweimal ab Silbe 2 bis zum Ende des Verses hin vor - unterstreicht mit der Gleichheit dieser Laute ebenfalls, dass der weiße Regenbogen keine Farben enthält, dass er einheitlich weiß ist und doch als Regenbogen am Himmel erglänzt. Die Lautfolge dieser Vokalreihe ist sehr klangreich, was die heitere Stimmung des Beobachtenden widerspiegelt. Der identische Binnenreim in Vers 3 und 4 stört nicht, er betont noch einmal in der Gleichheit der Laute das Gleiche in den beiden Himmelsbögen. In der Wiederkehr der Silben und Wörter enthüllt sich eine Schlichtheit in der Sprache, die des öfteren im Alter bei Goethe auftritt, wenn er dem Leser letzte Wahrheiten und innerste Überzeugen offenbaren sowie tiefe Einsichten mitteilen möchte, die das Leben und die Beschaffenheit der Welt angehen. Es alliterieren mit dem *z* „gezogen“ und „Zwar“ - es sind dies zwei unmittelbar aufeinander folgende betonte Silben in den Versen 2 und 3 -, mit dem *b* alliterieren auch „Bogen weiß“ und „Himmels bogen“ in den Versen 3 und 4. Infolge der Alliterationen werden die betreffenden Wörter stark in ihrer Bedeutung für die dichterische Aussage hervorgehoben.

Auch in der letzten Strophe tauchen Gleichklänge recht zahlreich auf. Die Verse 1 und 3 reimen auf die Verse in der vorangehenden Strophe, die in dieser Strophe an der gleichen Stelle stehen. Vers 1 der Strophe 3 steht mit dem ersten Vers von Strophe 2 gleichsam in einer rührenden Reimverbindung (das *K* und das *G* als Hintergaumenlaute [Velare] klingen sehr ähnlich). Vers 3 reimt auf Vers 3 der Strophe 2 sogar identisch. Dies stört hier nicht, im Gegenteil, es bindet die beiden Strophen fester aneinander und bestärkt die Freude des Dichters, die er über dieses so seltene Ereignis verspürt.⁷ Die Verse 1 und 3 wie auch die

7 Rührende und erst recht identische Reime sollen seit der Reform des Martin Opitz in deutschen Versen vermieden werden, da die Reime gleich klingen. Ein solcher Gleichklang ist hier jedoch nicht vorhanden, da die Kadenzten nicht direkt aufeinander reimen.

Verse 2 und 4 der Strophe 3 alliterieren am Versanfang. Besonders deutlich macht sich in Vers 2 der Gleichklang des kurzen *i* sowie des *ü* in dem „*D ich nicht betr üben*“ bemerkbar - das *ü* gleicht lautlich dem *i* und wird im Süden Deutschlands fast wie ein *i* gesprochen, Goethe als gebürtiger Frankfurter hat wahrscheinlich *i* statt *ü* gehört.⁸ Damit kommt der gleiche oder doch sehr ähnliche Laut in vier aufeinander folgenden Wörtern vor. Dies ertönt nicht nur sehr wohlklingend, es wirkt infolge des hellen *i/ü* auch sehr hoffnungsfroh. Das „*doch*“ von Vers 3 erscheint noch einmal in dem „*Doch*“ in Vers 4, wenn auch in einer anderen Bedeutung - das erste „*doch*“ ist einschränkend gemeint, es bedeutet *wenn auch, obgleich*, das zweite „*Doch*“ hingegen drückt einen Gegensatz aus, meint *dennoch*. Das zweite „*Doch*“ greift das „*Doch*“ am Anfang von Vers 4 der zweiten Strophe auf. Es kommt wie das „*Doch*“ in Strophe 2 an der gleichen Stelle in Vers und Satz in Strophe 3 vor. Die genannten Gleichlaute sorgen nicht nur für den schönen Klang der Verse, sie heben ebenfalls durch ihren Klang hervor, dass für Goethe die Strophe 3 nur eine Folgerung aus den beiden vorangehenden Strophen, besonders aber aus der Strophe 2 darstellt. Sie verstärken die Forderung, die der Dichters an sich selbst richtet. Der Klang der Strophe 3 ist hell und freundlich. Dies bewirken die hellen *ei* und die langen hellen *ü* und *i (ie)* in den Reimen, es bewirken dies aber auch die zahlreichen *i* in den übrigen Wörtern dieser Strophe. Die sorgfältig eingestreuten *o, u* und *a* - in Vers 1 kommen *o* und *u* sogar verstärkt in zwei aufeinander folgenden Silben vor - geben dem Klang Farbe. Sie erinnern aber auch insgeheim an das Alter und die damit schwindenden Lebenskräfte beim Menschen; dies ist vor allem in dem *o* des dreifachen „*doch*“, aber auch in dem *o* des „*So sollt*“ der Fall.

Das Gedicht „Phänomen“ ist eins der reizvollsten Gedichte im „West-östlichen Divan“, dies nicht nur seines Inhalts wegen, sondern auch wegen seiner bis ins letzte dichterisch durchgestalteten Form. Dies betrifft den Rhythmus, die Reime, vor allem aber den schönen Klang der Laute und unter diesen besonders den Klang der Vokale. Das Gedicht offenbart viel über die Stimmung, in der sich Goethe damals befand, als er noch einmal in die heimatlichen Gefilde seiner Jugend aufbrach und sie zum letzten Mal sah. Das Gedicht ist ein für Goethe typisches Altersgedicht. Dazu passt das Behelrende der letzten Strophe, das sich zwar vornehmlich an den Dichter selbst, aber darüber hinaus auch an andere Menschen richtet, die im gleichen Alter wie der Dichter stehen. Nach der Zeit des Sturm und Drangs und der Zeit der Klassik greift Goethe im West-östlichen Divan wieder zu der Form des allegorischen Symbols, wie sie in der Zeit des Barock und Rokoko üblich war und wie sie auch noch in den Gedichten Goethes der Leipziger Zeit und der ersten Zeit in Straßburg zu finden ist. Allerdings

8 Siehe zu *ü > i*: Werner König: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. 3.Aufl. München 1978. S. 148.

klingen die Verse nun nicht mehr wie damals verspielt, sie sind jetzt mit einem sehr tiefen Sinn befrachtet, einem Sinn voller Lebensweisheit, die der Dichter im Laufe seines Lebens mit Hilfe tiefgründiger Erfahrungen, zum Teil leidvoll an sich selbst, gewonnen hat.